

Nr. 264. Bromberg, den 18. November. 1934

Der Tiger vom Mercato.

Ein Roman aus dem dunkelsten Neapel.

Von **Hans Possendorf.**

(28. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der Präfekt warf einen schnellen Blick auf die Karte: Sie trug den Namen eines Prinzen, der in der Gesellschaft Neapels eine sehr zweifelhafte Rolle spielte. Obwohl man allgemein der Überzeugung war, daß er die innigsten Beziehungen zu der Camorra unterhalte, wagte man seines hohen Ranges wegen nicht, gegen ihn vorzugehen; und so tyrannisierte er seit zehn Jahren vermittelst der hinter ihm stehenden Macht die Adels- und Finanzkreise Neapels in empörender Weise.

„Ich lasse bitten!" sagte Colnaghi kurz. Aber als der Beamte das Zimmer verlassen hatte, hielt er hastig Umschau auf seinem Schreibtisch, legte den Brief unter die Schreibmappe und drehte die Aktenstücke derart um, daß die Aufschriften nach unten zu liegen kamen.

Der Prinz, ein stutzerhaft gekleideter Mann von vierzig Jahren, trat ein und begrüßte den Präfekten mit überschwänglicher Liebenswürdigkeit.

Alfredo Colnaghi empfing ihn höflich, aber mit eisiger Kälte in Mienen und Gebärden. „Wollen Hoheit gefälligst Platz nehmen! — Womit kann ich dienen?" Er hatte es so einzurichten gewußt, daß des Besuchers Gesicht vom Licht voll beschienen war, er selbst aber mit dem Rücken gegen das Fenster saß. So konnte er die Mienen des Prinzen am besten beobachten.

„Teuerste Exzellenz", begann dieser nun in einem gezierten Tone, „ich komme in einer heiklen Angelegenheit, und was mich hierher treibt, ist die bange Sorge um das Schicksal eines mir sehr werten und sympathischen Mannes, — die Sorge um Eurer Exzellenz eigene Person."

„Hoheit sehen mich aufs höchste überrascht von dieser mir gänzlich neuen Sympathie", gab der Präfekt kühl und spöttisch zurück. „Darf ich immerhin bitten, fortzufahren?"

„Hm — wie gesagt, eine heikle Angelegenheit —" Der Prinz blickte mißtrauisch prüfend im Zimmer umher. „Sind wir hier vor jedem Lauscher sicher?"

„Wenn Hoheit ein wenig gedämpft sprechen, kann uns niemand hören. Ich selbst habe daran das größte Interesse, da auch ich Hoheit nachher einiges sagen möchte, was durchaus keinen Zeugen verträgt."

„Nun, das trifft sich ja vorzüglich!" Der Prinz versuchte seine Unruhe unter einem verbindlichen Lächeln zu verbergen. Und nun fuhr er flüsternd fort: „Durch einen seltsamen Zufall, über den ich mich hier nicht näher aussprechen kann, habe ich erfahren, daß das Leben Eurer Exzellenz von gewisser Seite schwer bedroht ist; und zwar steht diese Bedrohung in einem engen Zusammenhange mit der überaus gewissenhaften und strengen Amtsführung Eurer Exzellenz. So beschämend es nun auch für uns Neapolitaner sein mag, daß einem wirklich tüchtigen und energischen Beamten seine Leistungen hier auf Schritt und Tritt mit Widerständen, ja sogar mit Drohungen quittiert werden, so ändert das doch nichts an der Tatsache."

„An welcher Tatsache?"

„Daß sich ein so tüchtiger Polizeipräfekt in Neapel einfach nicht halten kann." Der Prinz sah Herrn Colnaghi mit einem scharfen, frechen Blick ins Gesicht.

„Also Eure Hoheit drohen mir nun selbst, — wenn ich recht verstehe?"

„Nein, liebste Exzellenz, da verstehen Sie mich nicht recht. Ich komme als Ihr Freund, um Ihnen zu raten, sich doch nicht unnötig in Gefahr zu begeben. Treten Sie doch von diesem undankbaren Posten zurück! Am besten, Sie sagen es mir gleich fest zu. Ich verspreche Ihnen dann, meine ganzen Beziehungen aufzubieten, damit Sie einen noch weit besseren Präfekten-Posten erhalten. Wie wäre es zum Beispiel mit Mailand, — oder mit Ihrer Heimat, Turin? Oder würden Sie vielleicht lieber im Ministerium Verwendung finden? Ich bin, wie gesagt, bereit, alles für Sie zu tun, was in meinen Kräften steht."

„Also eine ganz nackte Nötigung?" Colnaghi lehnte sich zurück und musterte den Prinzen verächtlich. Und als dieser auffahren wollte, fuhr er gelassen fort: „Reden wir doch ganz offen miteinander! Die Kenntnis, die Eure Hoheit von der Bedrohung meiner Person erlangt haben, ist wohl keine gar so zufällige? Jeder Mensch in Neapel weiß, daß Eure Hoheit die engsten Verbindungen mit der Camorra unterhalten und . . ."

„Wie können Sie sich unterstehen?" fuhr ihm der Prinz zischend in die Rede. „Haben Sie Beweise für diese unerhörte Behauptung?"

„Ich bin dabei, sie zu sammeln", gab der Präfekt kühl zurück. Und mit feinem Spott fügte er, wie entschuldigend, hinzu: „Hoheit müssen bedenken, daß ich erst seit zwei und einem halben Monat wieder in Neapel bin."

„Sie werden Ihre Beschuldigung zu verantworten haben, Exzellenz!" Der Prinz erhob sich, Empörung heuchelnd.

„Wieso? Hoheit legten ja selbst so großen Wert darauf, daß wir bei unserer Unterredung keine Zeugen hätten."

Der Prinz biß sich auf die Lippen. Aber gleich darauf lächelte er schon wieder. „Nun gut, Exzellenz, denken Sie von mir, was Sie wollen. Aber Sie müssen immerhin zugeben, daß ich in Ihrem Interesse komme, — daß ich nur Ihr Bestes will. Also nehmen Sie meinen Vorschlag an und treten Sie zurück!"

„Ich denke gar nicht daran, Hoheit. Und über die Beweggründe zu dem liebenswürdigen Besuch Eurer Hoheit erlaube ich mir auch, meine eigenen Gedanken zu haben: Nicht um mich vor Unheil zu schützen, sind Hoheit gekommen, sondern weil es für gewisse Kreise viel angenehmer ist, wenn ich gutwillig und feige meinen Posten räume, als wenn erst Gewaltakte versucht werden müßten, die unnötig Staub aufwirbeln. Also sagen Sie Ihren Auftraggebern, Hoheit, daß ich an dem Platz bleiben werde, wo mich mein König hingestellt hat."

„Das ist ihr letztes Wort, Exzellenz?"

„Jawohl, Hoheit!"

„Dann darf ich mich wohl verabschieden?" —

Um kein Befremden zu erregen, geleitete Colnaghi den Prinzen bis in den Korridor, wo sich die Herren in Rücksicht auf die umherstehenden Beamten scheinbar aufs verbindlichste voneinander verabschiedeten.

„Also, beste Exzellenz," flötete der Prinz, während er dem Präfekten die Hand reichte, „denken Sie nochmals über unsere Unterredung nach! Vielleicht ziehen Sie doch noch die entsprechenden Konsequenzen daraus?"

Da ging ein spöttisches Lächeln über das Gesicht Alfredo Colnaghis, und im liebenswürdigsten Tone sagte er: „Hoheit können sich fest darauf verlassen, daß ich zur gegebenen Zeit aus unserer Unterredung alle nötigen Konsequenzen ziehen werde." —

Als sich der Prinz zum Gehen gewendet hatte, trat der diensttuende Beamte wieder auf Colnaghi zu: „Die Gattin Eurer Exzellenz ist soeben vorgefahren und läßt Exzellenz bitten, sich zu beeilen, da der Zug aus Turin in zwanzig Minuten einführe."

Der Präfekt nickte, sah hastig nach der Uhr, ließ sich Hut und Überzieher reichen und eilte die Treppe hinunter.

„Na, Carlo, — werden wir es noch schaffen?" rief er dem Kutscher zu, als er aus dem Portal trat. „Vielleicht können Sie quer durch die Stadt fahren?"

„Am Hafen entlang kommen wir aber flotter vorwärts!"

„Also, wie Sie denken!" Der Präfekt sprang in den Wagen nahm neben seiner Gattin Platz, und im scharfen Trabe ging es durch die Strada del Molo hinunter, dem Bahnhof entgegen. — „Aber, wie siehst du denn aus, Gemma? Ist dir nicht gut?" Erst jetzt bemerkte Colnaghi die auffallende Blässe seiner Frau.

„O, das ist wohl nur Erregung, — die Freude, unser Kind wiederzusehen. — Übrigens könnte ich dir die Frage zurückgeben: Du siehst angegriffen aus. Hast du irgendeine Aufregung gehabt? — oder Ärger?"

„Ach nein, — nicht mehr als gewöhnlich."

Eine kleine Pause entstand, während der die Gatten einander ängstlich und verstohlen beobachteten. Frau Colnaghi nahm zuerst das Gespräch wieder auf: „Sag mal, Alfredo, — war Prinz Riccardo vorhin bei dir?"

„Wie kommst du darauf?"

„Ich sah ihn kurz vor dir aus dem Municipio kommen."

„So, so? — Bei mir war er jedenfalls nicht," log Colnaghi. Weshalb sollte er seiner Gattin durch den Bericht von diesem bedenklichen Besuche das Herz schwer machen? — ihr und sich selbst die Freude dieser Stunde trüben? Denn sie sollten ja jetzt nach längerer Trennung ihre Tochter, ihr einziges Kind, wiedersehen. — Vor drei Monaten war die junge Dame von Palermo zum Besuche von Verwandten nach Turin abgereist. Kurz darauf war die Versetzung Colnaghis nach Neapel und die Übersiedlung dorthin erfolgt; und heute sollte die Tochter zugleich mit dem Wiedersehen auch ihren Einzug in das neue Heim der Familie begehen. —

Um weiteren Mutmaßungen seiner Gattin über den Besuch des berüchtigten Prinzen im Municipio vorzubeugen, lenkte der Präfekt jetzt ab: „Aber einen anderen, recht niederdrückenden Besuch habe ich heute gehabt. Der alte Marchese de Marino war bei mir, um sich nach dem Sündenregister seines verlumpten Sohnes zu erkundigen."

„Steht denn die Familie noch mit ihm in Verbindung?"

„Nein; sie hat sich natürlich längst ganz von ihm losgesagt. Aber der Alte schwebt immer in Todesangst, daß sein Sohn eines Tages bei irgendeinem Verbrechen ertappt werden und der ganze peinliche Skandal von neuem losgehen könnte."

„Mein Gott! Wie schrecklich für die Familie! Hast du denn den alten Herrn wenigstens beruhigen können?"

„Wie man es nimmt. Bisher ist sein mißratener Sprößling noch bei keiner schwereren Sache erwischt worden. Aber der Mittäterschaft bei allen möglichen Verbrechen ist er dringend verdächtig."

„Und wenn er einmal überführt würde?"

„Dann wird er natürlich genau so behandelt wie jeder andere gemeine Verbrecher. Die Hoffnung, daß in einem solchen Falle die Wahrheit vertuscht werden könne, habe ich dem alten Herrn leider rauben müssen, — so sehr ich auch die Familie bedauern würde."

„Ich fürchte, Alfredo, du machst dir durch deine übertrieben starre Pflichtauffassung auch hier nur Feinde — mehr noch als in Palermo — und selbst unter denen, die Schutz und Vorteil von deiner Strenge haben. Diese Leute hier wollen gar keine Ordnung! Alle möchten sie irgendwie im Trüben fischen, — ob hoch, ob niedrig. Ich vergehe vor Sorge, daß dies nicht gut für dich endet!"

„Du übertreibst, Gemma. Es gibt hier eine Menge ehrenhafter Menschen, die mit ihrem ganzen Einfluß und mit ihrer ganzen Tatkraft meine Bestrebungen unterstützen. Und glaubst du wirklich, daß ich noch mit neunundvierzig Jahren meine Auffassung von meiner Beamtenpflicht ändern könnte? — Nun also!" — Der Präfekt griff nach der Hand seiner Gattin und drückte sie ermutigend. — „Und jetzt, fort mit den Grillen! In zehn Minuten haben wir unser Kind wieder! Ist das nicht Grund genug, alles andere zu vergessen?"

Frau Colnaghi zwang sich zu einem Lächeln: ihr Gatte hatte recht. Dies war wohl kaum die geeignete Stunde, solche trüben Dinge zu erörtern. Und doch war sie soeben nahe daran gewesen, ihm den Grund ihres verstörten Aussehens zu verraten, das ihm vorher aufgefallen war: Sie hatte nämlich, ehe sie das Haus verließ, in dem Zimmer ihres Gatten nach dem Fahrplan gesucht, um nochmals die genaue Ankunftszeit des Zuges festzustellen; und bei dieser Gelegenheit war ihr einer der Drohbriefe in die Hände gefallen, den der Präfekt wohl vergessen hatte mit aufs Amt zu nehmen. —

Als eine gute Weile später die Kutsche am Strande von Santa Lucia entlang wieder dem Hause des Präfekten entgegenfuhr, schienen von seinem und seiner Gattin Antlitz alle Sorgen verschwunden zu sein. Dem Ehepaar gegenüber saß ein anmutiges Mädchen von zweiundzwanzig Jahren. Ihr zartes, helles Gesicht war von rötlichbraunem welligen Haar eingerahmt; ihre sanften braunen Augen blickten mit einem verklärten Ausdruck bald auf die Eltern, bald auf den Golf und das buntbewegte Leben der weltberühmten Fischer-Vorstadt.

„Nun, an diese Gegend hast du wohl keine rechte Erinnerung mehr?" fragte die Mutter zärtlich lächelnd. „Du warst ja erst sieben Jahre alt, als wir damals von Neapel fortzogen."

„Ich weiß selbst nicht, Mama . . . Es ist mir eher zumute, als hätte ich dies alles schon einmal vor langer Zeit im Traum gesehen."

„Aber du warst doch unterdessen schon einmal wieder in Neapel", warf ihr Vater ein. „Als dich Mama vor fünf Jahren aus der Schweizer Pension nach Palermo zurückholte, hatte euer Dampfer doch hier einen Tag Aufenthalt, wenn ich mich recht erinnere."

„Ja, ganz recht, Papa. Es war an einem Pfingstsonntage. Aber in diese Gegend sind wir da nicht gekommen.. Mama und ich haben doch damals die Gelegenheit benutzt, nach Nola zu fahren und uns das große Wallfahrtsfest anzusehen. Und von dort sind wir dann direkt zu unserem Dampfer zurückgekehrt."

Jetzt fuhr der Wagen an den Anlagen der Villa Nazionale entlang.

Der Kutscher Carlo, der seit achtzehn Jahren im Dienste des Präfekten stand, wandte sich plötzlich um und deutete mit der Peitsche auf ein von Büschen umgebenes und mit Bänken bestelltes Halbrund: „Sehen Sie Signorina, hier haben Sie als kleines Mädchen immer gespielt, und von hier habe ich Sie und Ihre Bonne fast täglich gegen Mittag mit dem Wagen abgeholt."

Da standen mit einem Male wieder die in Neapel verbrachten Kindheitstage klar vor Lucrezias Blicken. „Ja, natürlich, Carlo!" rief sie lebhaft. „Und an dieser Stelle war es auch, wo Ihr auf meine Bitten den armen Jungen laufen ließet, der meiner Bonne den Pompadour gestohlen hatte! Nicht wahr?"

Der Kutscher bestätigte es schmunzelnd.

(Fortsetzung folgt.)

Die Heiratsanzeige.

Skizze von Ottmar Heß.

Ein Einsiedlerkrebs wollte heiraten. Er begab sich also auf die Schriftleitung des Ozean-Kuriers und klopfte mit seinen Scheren an. „Ich möchte eine Anzeige aufgeben. Kann ich das hier?" fragte er bedächtig.

„Gewiß, mein Herr. Um was für eine soll es sich denn handeln?" fragte der junge Tintenfisch und tauchte seine Feder ein.

„Es ist eine wichtige Angelegenheit. Ich weiß nicht recht, wie ich Ihnen das erklären soll . . ."

„Vielleicht darf ich Sie beraten?" meinte höflich der Tintenfisch. „Bitte, setzen Sie sich doch auf das Korallensofa! Wir haben da Anzeigen für Versteigerungen von Tang, Sand, untergegangenen Schiffen, für Todesfälle oder Geburten —"

„Nichts dergleichen", hüstelte der Einsiedlerkrebs. „Ich bin sozusagen nicht verheiratet und brauche wohl derlei Anzeigen nicht in Ihre geschätzte Zeitung bringen. Es handelt sich — —"

„Vielleicht möchten Sie etwas verkaufen?" fragte dienstbeflissen der Tintenfisch und tauchte seine Feder nochmals ein. „Oder... da erinnere ich mich: Fräulein Hammerhai hat neulich sogar eine Heiratsanzeige bei uns aufgegeben."

„Ja, so etwas möchte ich gerne bestellen", gestand der Krebs verlegen. „Aber Sie dürfen nicht etwa glauben, daß ich selbst... Beileibe nicht, ich bin ja viel zu alt. Sagen wir, ein Freund von mir möchte sich gerne für sein weiteres Leben an eine Gattin binden. Ich wünsche ihm, er möge glücklich werden."

„Sehr erfreut, ich wünsche ihm das auch", sagte der Tintenfisch. „Also eine Heiratsanzeige möchten Sie aufgeben? Wie soll ich sie abfassen? Oder haben Sie besondere Wünsche?"

„Eigentlich nicht", sagte erleichtert der Einsiedlerkrebs. „Man könnte das sicherlich auf die einfachste Weise abmachen. Sie haben doch eine gewisse Erfahrung in solchen Texten . . ."

„Sehr wohl, mein Herr!" versicherte geschmeichelt der Tintenfisch. „Nun, wie groß soll also die Anzeige werden? Wir berechnen pro Zeile eine Muschel. Ich schlage Ihnen vor, wenigstens fünf Zeilen zu nehmen, sonst verschwindet die Anzeige unter dem anderen Inhalt unseres Ozean-Kuriers."

„Fünf Zeilen, fünf Muscheln?" sagte der Krebs und kratzte sich mit den Fühlern. „Eigentlich ein bißchen teuer."

„Wir haben feste Preise, mein Herr. Ich bin von den Vorschriften abhängig. Wenn Sie also fünf Zeilen nehmen wollen, so könnte man in den Raum gleich die Beschreibung des künftigen Bräutigams einflechten. Sie wissen, daß dergleichen gern von unseren Lesern gesehen wird. Wollen Sie mir diktieren, wenn ich bitten darf?"

„Es ist eigentlich für einen Freund von mir", gestand der Krebs anscheinend verlegen.

„Sehr angenehm. Sie kennen ihn ja schon lange und werden ihn gut beschreiben können. Er wird sich freuen. Also, wie sieht er denn aus?"

„Er sieht . . . er sieht mir eigentlich ähnlich", stotterte der Krebs. „Sehr ähnlich sogar, vielleicht täuschend ähnlich. Wir sind schon oft mit einander verwechselt worden. Meinen Sie nicht, wir ließen die Beschreibung besser weg?"

„Aber wieso denn? Darin liegt ja gerade das Anziehende an der Anzeige, wenn die Beschreibung vorzüglich ist. Man weiß doch gleich, um wen es sich handelt. Und dann bei einer so wichtigen Frage wie dieser hier!" Der Krebs zuckte mit den Scheren, aber der Tintenfisch fuhr fort: „Unsere geschätzten Leserinnen, namentlich die Quallen, die Sägefische und die Polypen, sehen sehr gern auf genaue Darstellung der Objekte, die vergeben werden."

„Ich wollte eigentlich nichts vergeben", sagte der Krebs eingeschüchtert.

„Verzeihung! Ich hatte mich geirrt. Also dann darf ich bitten?"

„In Neptuns Namen! Dann schildern Sie eben den Bräutigam —", der Krebs lachte verlegen durch die Nase, „dann schildern Sie ihn eben etwa wie mich! Vielleicht komme ich mal selbst mit einer eigenen Anzeige zu Ihnen. Und fünf Muscheln, sagten Sie?"

„Fünf Muscheln", erwiderte der Tintenfisch. „Aber wenn Sie ein Kennwort wünschen, kostet es ein Seelilienblatt mehr."

„Danke, ich gebe die Anschrift an. Die fünf Muscheln habe ich gerade nicht bei mir, ich bezahle sie morgen."

„Tut nichts zur Sache. Wir sind stets zu Ihren Diensten. Guten Tag, mein Herr." Der Tintenfisch machte eine höfliche Verbeugung, und der Einsiedlerkrebs trollte sich heim. Am anderen Tage erschien richtig die Anzeige im Ozean-Kurier. Sie war sehr hübsch abgefaßt, und jeder Blinde hätte die Persönlichkeit des heiratslustigen Krebses erkannt.

Der Krebs wartete den ganzen Tag, — er hatte doch Meeresstraße und Hausnummer angegeben... Seine Wohnung war schön herausgeputzt, auch hatte er mit den Scheren den ganzen Körper abgeschabt. Er hockte nun in seiner Muschelbehausung und wartete. Viele Fische schwammen herbei, aber niemand kam herein. So verstrich auch der zweite Tag, der arme Heiratskandidat blieb allein.

Es war eigentlich eine Dummheit von mir, sagte er sich nach einer Woche. Jetzt kommt niemand mehr. Natürlich lesen alle Fische jetzt die Nachrichten über den großen Schiffsuntergang und sehen Heiratsanzeigen nicht mehr an.

Nach Verlauf dieser Woche hatte er seine Selbstbetrachtungen eingestellt. Er nahm die Zeitung zur Hand. Richtig! da war ja ein Druckfehler, es fehlte am Schluß der Punkt. — Den hatte die Setzerei vergessen . . .

Zufrieden blieb der Krebs in seiner Schale; er hatte die Absicht längst aufgegeben. Es ist nur gut, sagte er zu sich, daß ich die fünf Muscheln noch nicht bezahlt habe. In diesen teuern Zeiten muß man sparen.

Das späte Glück.

Skizze von Frieda Peltz.

„Und es ist gewiß, Herr Professor, Sie täuschen sich nicht?" Susannes Augen forschen im Gesicht des Arztes.

„Sehen Sie sich das Röntgenbild doch selber einmal an! Es ist gar kein Irrtum möglich. Haben Sie die Mittel, sich längere Zeit in einer Lungenheilstätte aufzuhalten?"

„Was versprechen Sie sich davon, Herr Professor?"

„Stillstand der Krankheit. Warum sind Sie eigentlich nicht eher zu mir gekommen?"

„Ich habe die Schwere meines Leidens nicht geahnt."

„Wenn Ihr Vater ein Opfer dieser tückischen Krankheit wurde und Sie ihn gepflegt haben, hätten Sie die Symptome kennen und argwöhnischer sein müssen."

Susanne lächelt. „Man bildet sich in solchen Fällen leicht eine Krankheit ein. Und ich wollte nicht die lächerliche Rolle eines Hypochonders spielen." Der Arzt zuckt die Schultern. Dann hängen sie beide schweigend ihren Gedanken nach.

„Sie fragten vorhin nach meinen Mitteln", hebt Susanne wieder an, und auf den vollen Mund, der für ein froheres Leben geschaffen scheint, tritt nun doch die trotzige Schwermut. „Ja, ich habe Geld. Könnte ich mir Glück dafür kaufen, ich wollte mich seiner freuen." Zugwind hebt die losen Rezepte und Schriftstücke vom Schreibtisch und jagt sie über den leichten Staub, den die Sonne auf den blanken Boden zeichnet. Der Professor steht auf und schließt das Fenster. — —

Kurze Zeit darauf geht Susanne langsam die drei weißen Stufen herab, durch das bunte, wilde Blumenmeer des Gartens zum Tor. Dort wird sie von unruhig fragenden Augen erwartet. „Sieh mich nicht so an, Harry! Es ist wieder nichts mit meiner Gesundung. Ich muß Wochen, vielleicht Monate zur Kur, um einen Stillstand zu erreichen."

Bang kommt dann dieselbe Frage zu ihr, an die sich auch ihre Seele vor wenig Minuten hängte: „Kann der Arzt sich nicht täuschen?"

„Nein, Harry, auch ohne die Photographie, die mir mitleidlos sagte, welch elend Wrack ich bin, weiß ich, daß der da drinnen sich nicht täuscht. Geh und sprich mit ihm und sieh seine sicheren, klugen Augen! — Es muß wunderbar sein, sich von dem Manne sagen zu lassen, daß man gesund ist."

„Paß auf, Susanne! Kommt jetzt auch noch eine schwere Zeit, wenn du wiederkehrst, sagt er es auch dir."

Susanne lächelt, sie hört den Aufschwung der Hoffnung im Herzen des anderen, aber sie hört auch, daß er gewalt-

sam ist. „Komm, setz dich zu mir her, Harry", sagt sie und ihre Stimme ist ganz gut und klar. Der Schatten der alten Ahornbäume macht ihre Augen, deren Pupillen überzulaufen scheinen, tief und reif. Da sie ihn anschaut, sieht er darin die innere Erregung, die sie niederhält, und nimmt ihre kalte Hand in seine große, warme. „Rege dich nicht auf, Susanne, ich bitte dich!"

Sie blickt an ihm vorbei, als suche sie die Wege und Wiesen, in denen sie einsam gehen wird, in denen sie die Entsagung lernen soll, um die sie zu wissen beginnt und die sie jetzt einem Menschen begreiflich machen will, den sie liebt. „Ich fahre also, Harry", sagt sie und macht eine Pause. Er fühlt voraus, was sie sagen will, und seine Angst fällt mit hellem Ton in ihre Gedanken, die sie bereits heimlich zu Worten formt und zu Sätzen zusammenstellt. „Ich begleite dich!"

„Nein, Harry", lächelt sie wieder; ihre Hand löst sich aus der seinen und streicht mütterlich die gelösten Haarwellen aus seiner Stirn zurück. „Das geht nicht an. Ich muß allein fahren."

„Dann will ich auf dich warten!" Seine Stimme bemüht sich, etwas vom warmen, frohen Klang festzuhalten.

„Warte nicht, mein guter Junge!" Das ist sehr leise gesprochen und so lieb, als sagte sie ihm etwas wunderbar Schönes. Er sinnt dem Klange nach und erfaßt den Inhalt ihrer Worte schwer. „Wie meinst du das?"

„Es geht nicht, daß wir Mann und Weib werden, Harry. Ich werde nie wieder ganz gesund, mein Kerlchen. Du und ich, wir würden unglücklich sein ohne Kinder, und das Recht, uns damit zu beschenken, haben wir nicht."

„Wer sagt dir denn, daß unsere Kinder auch krank sein müssen?" fährt er nun auf, und die innere Erregung vergreift sich an seiner Stimme.

„Sie müssen es nicht sein, aber sie können es sein. Begreifst du denn nicht, was das für uns bedeutet, Harry?" Unwillig raffen die Brauen ihre Stirn, da sein fassungsloses Gesicht sich nicht klären will, aber dann wird sie weich, weil sie die klaren Farben seiner Iris feucht verschwimmen sieht. „Ist es nicht schöner, Harry, wir denken daran, wie ungetrübt immer alles zwischen uns gewesen, und behalten uns in dieser Erinnerung lieb, statt daß wir es einmal erleben müßten, wie unsere Liebe sich um kranke Kinder und kranke Wünsche zerquält, die eine gemeinsame Schuld geschaffen?" Keines ihrer sanften Worte findet Erwiderung, und sie ehrt die Stille, in der sie ihn mit Großem ringen fühlt... „Vielleicht", fügt sie hinzu, als sie durch leere, sonnenlose Wege weitergehen, „vermag ich dir doch noch einmal ein spätes Glück zu schenken. Wer weiß... Jetzt will's nicht dazu reichen." Damit scheint alles geordnet; sie sagt ihm, wann ihr Zug geht, und bittet ihn — auf einmal ist seine Angst auch in ihrer Stimme —, nicht zur Bahn zu kommen, es ihnen nicht noch schwerer zu machen. Da er ihre Hand zum Abschied küßt, begegnen sich noch einmal ihre Blicke, wie der zage, flackernde Schein verlöschender Lichter. — —

Jahre gehen darüber hin. Susanne hat Stillstand ihrer Krankheit, aber nicht Heilung mit ihrem Gelde erkaufen können und daran seine Verächtlichkeit erkannt. Sie gab es fort, und es erbaute Lungenheilstätten für kranke Kinder, deren Protektorat sie übernahm. Schon stehlen graue Strähnen sich in ihr Haar, da sieht sie Harry wieder. An seiner Hand führt er ein blasses, kleines Mädchen, das seine Züge trägt. „Du versprachst mir einmal ein spätes Glück, Susanne". Seine Stimme klingt nun ruhig wie die ihre. „Ich bin zu dir gekommen, daß du dein Versprechen wahr machst... Dies ist meine kleine Susanne." Später, als das hochaufgeschossene, aber liebliche Kind mit den anderen auf den breit geschorenen Rasenflächen vor dem Hause spielt, spricht er sich aus. „Sie ist lungenkrank. Ich habe eine Schuld vor dir zu bekennen, Susanne. Als du damals fortgingst, habe ich Jahr um Jahr geglaubt, du müßtest wiederkehren. Im Suchen nach dir und nach dem, was du mir warst, begegnete ich einer Frau, die krank war wie du. Ich weiß, daß diese Frau mich liebte; ich war für sie das Leben, weil ich ihre Hoffnung war; und was auch in mir an Bedenken aufstieg, — sie beschwor mich, um ihres Leidens willen sie nicht allein zu lassen. Wie verschieden können Frauen sein . . ." Harry lächelt, ein wenig nur. „Sie versicherte mir, daß wir auch ohne Kinder unsagbar glücklich sein würden. Ich war sehr einsam, Susanne. Ich verglich deine Liebe mit dem starken Gefühl dieses jungen Weibes, und der erste Zweifel an dir trieb mich zum Entschlusse, mit meinem Dasein das andere, kranke zu erhellen . . .

Aber eines Tages wurde dann doch die kleine Susanne geboren und je gesünder das Kind emporwuchs und herumsprang, desto lähmender fraß sich die bittere Frage, die den Zweifel an dir verstärkte, in mein Herz: Warum du unser Leben so zerschlagen hast, Susanne, denn ich bin nie mehr glücklich gewesen. Ich hatte meine Ruhe nicht mehr. Erst der jähe Tod meiner Frau — er war wie das Verwelken einer süß duftenden Blume — machte mich innerlich wieder still und befreit wie von Angst. Ich lebte nur noch dem Kinde, und nichts seit unserer Trennung damals hat mich so sehr erregt und in der Seele aufgerissen wie seine plötzliche Erkrankung. Sofort sprang ein Argwohn in mir empor und quälte mich Stunde um Stunde, bis die Erinnerung vor dir still stand und sich vor dir neigte. Seit ich weiß, was dem Kinde fehlt, habe ich keine Nacht mehr geschlafen. Nun bin ich gekommen und bitte dich um Rat und Hilfe. In wessen Hände gebe ich mein Kind, wer hilft mir, daß es jetzt nicht auslöscht wie seine Mutter? Du stehst dein Leben lang im Kampf mit dieser Krankheit; ich habe das Vertrauen, daß dein Rat der rechte sein wird."

Susanne rät und hilft, und es kommt der Tag, da die kleine Susanne gekräftet die Lungenheilstätte verlassen kann. „Nun gebe ich dir ein spätes Glück in deinem Kinde, Harry", sagt Susanne, da sie ihren Schützling dem Vater wiedergibt, und bemüht sich froh zu scheinen. „Aber sie wird zart bleiben, sie bedarf sorgsamster Pflege." Der ernste, lange Blick, der dabei zu den beiden hinübergeht, beweist, wie sehr sich die Helferin zum zweiten Abschied gerüstet hat. Aber das Erschrecken aus zwei Augenpaaren, aus genau den gleichen Augenpaaren, stürzt zu ihr hin, packt, schüttelt sie, schreit in sie hinein, daß ihre Gedanken ratlos fliehen bis hin zum Spiegel, wo sie zu ihr selbst zurückfinden . . . Da sieht sie ihren grauen Kopf und die Stirn, in die der schweren Jahre Wege tiefe Furchen und Spuren zeichneten, und lächelt befreit. Was fürchtet sie noch? Sie weiß keinen Grund mehr, dem Bitten zwei geliebter Menschen zu widerstehen, die beide dringend ihrer bedürfen. Und sie spürt das Blut in ihrem Gesicht klopfen, da sie sagt: „Fahrt jetzt nur, ich komme nach."



Bunte Chronik



Katzen als Filmstars.

Daß eine Reihe von Hunden als Filmlieblinge Weltruhm erlangt haben, ist bekannt. Jetzt werden auch Katzen als Filmstars auf der flimmernden Leinwand auftreten. Zwar ist es keine große Filmgesellschaft, die damit Geld verdienen will, sondern nur der Katzenklub von Liverpool, aber man rechnet dennoch mit einer großen Verbreitung dieses Films; denn er ist ein Tendenzfilm, der die Aufmerksamkeit des Publikums auf die Mängel der englischen Tierschutzgesetzgebung hinlenken soll. Der Film hat den Vorteil, daß auch die „Prominenten" — wie das bei den genannten Hundefilmen der Fall war — keine Gehälter beziehen und alle Statisten „ehrenamtlich" tätig sind. Auf gutes Gelingen: Miau, miau!

Eine Bücherei für Seemänner.

Eine Bücherei, die nur für Seeleute bestimmt ist, wurde jetzt zum Andenken des berühmten Seefahrers und Schriftstellers Josef Conrad der Newyorker Seemannskirche angegliedert. Die Bücherei, die schon jetzt über 4000 Bände aufweist, ist die erste ihrer Art, und alles, was auf Seefahrt bezug hat, vom wissenschaftlichen Werk bis zum Abenteurerroman, wird dort eingereiht. Für die Werke Josef Conrads ist ein eigener Saal eingerichtet worden. Da man bemüht ist, immer auf dem Laufenden zu bleiben, werden täglich neue Bände eingestellt. Auch für die Schiffskarten von allen berühmten Seereisen ist ein besonderer Saal vorhanden. Danach können die alten Seebären auf Riesenglobussen und mit den modernsten Meßgeräten ihre Fahrten theoretisch noch einmal ausüben.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.